Scranton Wochenblatt,

erscheint jeden Donnerstag.

Fred. A. Wagner, Herausgeber,

410 Spruce Straße, Vierter Stock,

Zwischen Wyoming und Washington Ave.,

Bell Telephon 5145. Scranton, Pa.

Die Verbreitung des „Scranton Wochenblatt" in Lackawanna County ist größer als die irgend einer anderen in Scranton gedruckten deutschen Zeitung. Es bietet deshalb die best Gelegenheit, Anzeigen in diesem Theile des Staates eine weite Verbreitung zu geben.

Abonnements-Bedingungen:

Jährlich, in den Ver. Staaten ..... $ 00
Sechs Monate, " 1 0

Entered at the Post-Office at Scranton, Pa., as second class mail matter.

Donnerstag, 8 November 1917.

Ein artiger Vulkan.

Nur ein Reiz und keine Schrecken für Nationalpark-Besucher.

Der Berg Rainier im Staate Washington, früher Berg Tacoma genannt — übrigens ist dieser Name wenigstens einem seiner Gletscher erhalten geblieben — bildet den Mittelpunkt eines der neuesten Nationalparke, welche Onkel Sam für seine „Neffen" geschaffen hat. Und er ist ein alter und noch immer recht lebendiger Vulkan, was zu den größten Attraktionen des Parks gehört. Zwei Krater auf dem himmelstürmenden Berggipfel, der in einem früheren Zeitalter noch höher war, strömen noch heute Mengen von Dampf und Gas aus. Aber der Vulkan ist bei aller seiner Lebhaftigkeit längst sehr artig und manierlich geworden.

Er hatte wohl früher einmal ganz gewaltige Ausbrüche, von welchen noch mächtige Spuren zu finden sind, obwohl niemand bestimmt sagen kann, in welche Zeit seiner Geschichte diese Ereignisse fallen. Bei einem dieser Ausbrüche muß eine ungeheure, weithin reichende Erschütterung erfolgt sein: nämlich als etwa 3000 Fuß des „ausbruchdrohenden steilen Kegels", welcher damals die Spitze des Berges bildete und den einzigen Krater enthielt, abgesprengt wurde! Das ist jedenfalls schon sehr lange her, — und so weit sich die bekannten ältesten Leute entsinnen können, hat sich der Vulkanberg allezeit sehr anständig, d. h. harmlos aufgeführt.

Wie der Berg heute ist, hat er eine verhältnismäßig flache Kuppe, welche durch die beiden Krater unterbrochen ist; er enthält aber vier Gipfel im ganzen. Die höchste dieser Spitzen ist die „Columbia Crest", welche früher einmal für den höchsten Punkt in der nordamerikanischen Union gehalten wurde; er erhebt sich 14,408 Fuß über dem Meeresspiegel. Vor der besagten vorzeitlichen Absprengung muß der Berg über 17,000 Fuß hoch gewesen sein, also nicht viel niedriger, als der Mount McKinley in Alaska, der jetzt anerkannt höchste Berg des ganzen nordamerikanischen Festlandes (20,000 Fuß).

Die Spitze des Berges ist allezeit mit treibendem Schnee bedeckt, da die Temperatur stets unter dem Gefrierpunkt ist. Dies führt auch zur Bildung großer Gletscher; doch beginnen dieselben sich erst an einem Punkte zu entwickeln, der etwa 2000 Fuß unter der Spitze der Krater liegt, — denn hier erst fängt die Wärme der Sonne an, die Schneewehen zu schmelzen. Sechs sehr achtunggebietende Gletscher strömen von der Spitze hinweg.

Unter diesen Gletschern sind die größten der Cowlitz und der Emons, jeder der beiden mißt sechs Meilen in der Länge. Der Emons-Gletscher bedeckt acht Quadratmeilen Boden, und sein Niedergang ist bis nach dem Grundstock des Berges ein ununterbrochener; sein Krater-Rand ist unter den schweren Schnee-Cascaden fast vollständig zusammengebrochen. Bemerkenswert ist auch der Winthrop- und der Tacoma-Gletscher. Ersterer ist nach Theodore Winthrop benannt, dem Verfasser des Reise-Romans: „Das Kanoe und der Sattel", und er ist dieses Namens würdig. Der Tacoma-Gletscher (heute wird der Indianische Name „Tacoma" meistens mit „viel Schnee" erklärt, er bedeutet aber auch einen all-erhabenen, himmelshohen Berg) zeichnet sich besonders durch seine Eis-Cascaden und seine prächtigen Kuppeln aus.

Im Sommer bietet dieser Berg nicht selten sämtliche vorkommenden Temperatur-Grade, vom Sommer bis tief in den Winter, bei einem Ausflug von nur einem halben Tage. Die Reize des Berges locken jedes Jahr — verdientermaßen — eine größere Zahl Touristen an. Weder Laien, noch Gelehrte glauben, daß der Vulkan jemals wieder über die Stränge schlagen wird, — aber ganz gewiß kann man so etwas doch nie wissen, man denke nur z. B. an die Erfahrungen mit dem kalifornischen Vulkanberg Lassan!

Blinde Mädchen.

Ihre hauswirtschaftliche und gewerbliche Tätigkeit.

Die fortschreitende Schulung und Bildung des Tastsinns machte nach und nach den Blinden feineren Gewerben zugänglich, und es waren zuerst besonders die weiblichen Handarbeiten, die den Beweis erbrachten, daß auch ohne Zuhilfenahme des Augenlichtes schwierigere Arbeiten erledigt, somit also von Blinden ausgeübt werden könnten. So finden wir zunächst das Strickzeug in den Händen blinder Mädchen; aber nur kurze Zeit begnügen sie sich mit dem glatten Strumpf; sehr bald ziehen sie die schwierigeren Arbeiten vor, und die feinsten Muster, in bunten Farben ausgeführt, entstehen mit peinlicher Genauigkeit unter ihren flinken Händen. Die Häkelarbeit tritt dazu, Garne in den feinsten Nummern finden dabei Verwendung, und das feine Gefühl, unterstützt durch ein gutes Gedächtnis, ermöglicht die Anfertigung der schwersten Muster und feinsten Arbeiten. Interessant dabei ist, wie sich die Blinde z. B. bei Arbeiten mit verschiedenfarbigen Garnen zu helfen weiß: das eine Knäuel wird rund, das andere länglich, ein drittes platt gewickelt, bei einem anderen wird der Faden verknotet; solche und andere Merkzeichen sind den blinden Mädchen wirksame Hülfen bei ihren Handarbeiten.

Während die bisher erwähnten Arbeiten dem Broterwerb dienen, wird das Nähen meistens nur für den eigenen Bedarf geübt. Die eine oder andere bringt es auch hier zu einer staunenswerten Geschicklichkeit, im allgemeinen aber konnte mit der Näherei nichts verdient werden. Eine sinnreiche Vorrichtung, die das Verschieben des Stoffes verhindert, ermöglicht es den Blinden, Maschine zu nähen, und so manche Ausbesserung wird von ihnen selbst sauber und geschickt vorgenommen.

Im Haupt- oder Nebenberuf sind ferner Mädchen in den Blindendruckereien tätig, wo sie für alle in Betracht kommenden mit der Hand ausgeführten Vorrichtungen in gleicher Weise verwendbar sind wie männliche Arbeiter. Ueberhaupt ist zu beachten, daß bei der Blindenarbeit die Unterscheidung nach Geschlechtern fast gänzlich in Fortfall kommt, daß sie wenigstens nicht annähernd die Rolle spielt wie bei sehenden Arbeitern. So werden z. B. in der Bürstenmacherei unterschiedlos männliche und weibliche Arbeiter beschäftigt.

Ein ziemlich neuer und von blinden Mädchen recht bevorzugter Erwerbszweig ist die Massage. Allerdings ist ihre Ausübung durch Blinde bisher noch ziemlich lokal beschränkt. In Leipzig bildet Dr. Eggebrecht seit mehreren Jahren mit den besten Erfolgen blinde Masseure beiderlei Geschlechts in theoretischen und praktischen Kursen aus. Die Ausbildung, die an der Hand von Lehrbüchern, Gipsmodellen und endlich in Kliniken und Krankenhäusern ganz systematisch vor sich geht, macht den Blinden keinerlei Schwierigkeiten.

Endlich bleibt noch die Musik als Erwerbszweig für Blinde übrig. Hier haben nun auch wieder die weiblichen Blinden einen großen Anteil: zahlreiche Sängerinnen und Pianistinnen erbringen den Beweis, daß das meist tiefe, in sich geschlossene Innenleben des Blinden für die Auffassung und Wiedergabe von Tonwerken ein großes und richtiges Verständnis erzeugt. Wir haben blinde Pianistinnen, die das Lob, vollendete Künstlerinnen zu sein, mit vollstem Rechte verdienen. Unterstützt von einem vorzüglichen Gedächtnis, ausgestattet mit einer reichen musikalischen Begabung, sind sie imstande, die schwierigsten und längsten Tonwerke zu lernen und zu behalten. Der Vollständigkeit halber muß noch derjenigen blinden Mädchen gedacht werden, die sich schriftstellerisch oder wissenschaftlich betätigen. Sie sind so vereinzelt, daß die wenigen, die es gibt, wie z. B. die Amerikanerin Helen Keller, in der Blindenwelt eine Ausnahmestellung einnehmen.

Haben wir bisher das blinde Mädchen als erwerbstätiges Individuum behandelt, so wollen wir es jetzt noch kurz bei seiner Tätigkeit im Hause betrachten. Man darf sagen, daß es kaum eine häusliche Verrichtung gibt, die von der Nichtsehenden nicht erledigt werden könnte, vom Staubwischen angefangen bis zum Kochen. Und wie wischen sie Staub, die blinden Mädchen! Eben so sauber, ja, man hört es staunend, gründlicher als das sehende Mädchen, denn gerade gegen Staub hat der fein ausgebildete Tastsinn einen besonderen Abscheu. Fenster werden blitzblank geputzt, Geschirr wird sauber abgewaschen, Kleider und Stiefel werden gut gesäubert, Zimmer werden vorschriftsmäßig gefegt, gewischt und aufgeräumt. Oefen, in Stube und Küche, werden unter Beobachtung großer Vorsicht besorgt, und in der Küche selbst gibt es keinen Handgriff, den das blinde Mädchen oder die blinde Hausfrau nicht erledigen könnte.

Der Dieb.

Von P. R.

„Aber wirklich, es wird Ihnen unglaublich erscheinen."

„Erzählen Sie nur."

Der alte Künstler setzte sich rittlings auf einen Stuhl. Und er erzählte:

„Wir hatten abends bei dem armen Sorieul gespeist, der nun schon tot ist, dem tollsten von uns allen. Wir waren nur zu dritt: Sorieul, ich und Le Poittevin, glaube ich; aber ich möchte nicht bestimmt behaupten, daß er es war. Ich spreche natürlich von dem Marinemaler Eugen Le Poittevin, der auch schon gestorben ist, und nicht von dem noch lebenden, talentvollen Landschaftler.

Auf Teppichen ausgestreckt, unterhielten wir uns auf lebhafteste in dem kleinen Zimmer neben dem Atelier. Sorieul lag der Länge nach rücklings auf dem Boden, die Beine hatte er auf einen Stuhl gelegt und sprach von Schlachten und den Uniformen des Kaiserreichs. Plötzlich stand er auf und nahm aus seinem großen Requisitenschrank eine vollständige Husarenuniform, die er sofort anzog. Darauf nötigte er Le Poittevin, sich als Grenadier zu kostümieren. Da dieser nicht recht wollte, kriegten wir ihn beim Wickel, zogen ihn aus und steckten ihn in die riesige Uniform, in der er vollständig versank.

Ich verkleidete mich als Küraffier. Und Sorieul ließ uns ein ganz verwickeltes Manöver ausführen. Dann schrie er: „Heut abend sind wir Landsknechte, so wollen wir denn auch trinken, wie die Landsknechte." Ein Punsch wurde gebraut und ausgetrunken, dann flackerte die Flamme zum zweiten Male über der rumgefüllten Bowle empor. Und wir sangen aus voller Kehle verschollene Lieder, wie die alten Troupiers der großen Armee sie einst gebrüllt hatten.

Plötzlich gebot Le Poittevin, der trotz alledem noch fast völlig Herr seiner selbst war, uns Schweigen. Nach einer Pause von wenigen Sekunden sagte er dann halblaut: „Ich habe ganz genau gehört, daß jemand im Atelier ist." Sorieul richtete sich, so gut es gehen wollte, empor und rief: „Ein Dieb! Famos!" Dann stimmte er plötzlich die Marseillaise an.

Und hastig stürzte er sich auf eine Waffendekoration an der Wand und bewaffnete uns, unseren Uniformen entsprechend. Dann öffnete er vorsichtig die Tür zum Atelier und unsere Truppen drangen in das verdächtige Gebiet vor.

Als wir mitten in dem großen Raum standen, der mit riesigen Bildern, mit Möbeln und den seltsamsten und überraschendsten Gegenständen überfüllt war, sagte Sorieul zu uns: „Ich erneune mich zum General. Halten wir jetzt einen Kriegsrat. Du, die Küraffiere, wirst dem Feind den Rückzug abschneiden, das heißt, du schließest die Tür ab; du, die Grenadiere, dienst mir zur Deckung."

Ich führte das befohlene Manöver aus und schloß mich dann wieder der Hauptarmee an, die eben einen Rekognoszierungsmarsch vornahm.

Wenigstens schon zwanzig Minuten lang stöberten wir erfolglos in allen Ecken und Winkeln des Ateliers herum, bis Le Poittevin auf die Idee kam, einen großen Wandschrank zu öffnen. Es war ganz dunkel in dem tiefen Schrank, ich streckte meinen Arm mit dem Licht vor und fuhr verdutzt zurück. Dadrin war ein Mensch, ein lebendiger Mensch, der mich angeblickt hatte.

Sofort schloß ich den Wandschrank wieder zu und drehte den Schlüssel zweimal herum, dann wurde ein neuer Kriegsrat abgehalten.

Die Ansichten waren sehr geteilt. Sorieul wollte den Dieb ausräuchern, Le Poittevin hielt es für besser, ihn auszuhungern. Ich machte den Vorschlag, den Wandschrank mit Pulver in die Luft zu sprengen.

Le Poittevin's Ansicht behielt das Uebergewicht, und während er mit seiner großen Flinte als Schildwache auf dem Posten blieb, holten wir die Reste des Punsches und unsere Pfeifen herbei. Dann machten wir es uns vor der verschlossenen Tür bequem und tranken auf das Wohl unseres Gefangenen.

Nach einer halben Stunde meinte Sorieul: „Einerlei, ich möchte ihn mir doch mal in der Nähe besehen. Wenn wir uns seiner mit Gewalt bemächtigten?"

Ich rief: „Bravo!" und jeder griff nach seinen Waffen; die Tür das Wandschranks wurde geöffnet, Sorieul schlug sein Pistol an, das gar nicht geladen war, und stürzte als Erster voran.

Heulend folgten wir ihm. Es gab ein fürchterliches Getümmel in der Dunkelheit und nach fünf Minuten langem, unglaublichem Kampfe schleppten wir einen alten, weißhaarigen, schmutzigen und zerlumpten Kerl ans Tageslicht.

Er wurde an Händen und Füßen gefesselt, dann setzten wir ihn in einen Fauteuil.

Er sprach kein Wort.

Sorieul wurde in seiner Berauschtheit höchst feierlich und wandte sich zu uns: „Wir werden jetzt Gericht halten über den Elenden!"

Ich war dermaßen betrunken, daß mir dieser Vorschlag durchaus natürlich erschien.

Le Poittevin wurde mit der Verteidigung beauftragt, während ich als Ankläger fungieren sollte.

Mit Ausnahme einer Stimme, der seines Verteidigers, wurde er einstimmig zum Tode verurteilt.

„Wir werden jetzt die Hinrichtung vollziehen," sagte Sorieul. Doch ihm kam ein Bedenken: „Der Mann darf nicht ohne die Tröstungen der Religion sterben. Ob wir einen Priester holen lassen?" Ich machte den Einwand, es sei schon zu spät, worauf Sorieul mir vorschlug, selbst dieses Amt zu übernehmen. Und er ermahnte den Verbrecher, mir seine Beichte abzulegen.

Seit fünf Minuten blickte der Mann mit entsetzten Augen um sich.

Aber Sorieul zwang ihn gewaltsam auf die Knie, und da er fürchtete, die Eltern des Angeklagten hätten ihn vielleicht aus Versehen nicht taufen lassen, goß er ihm ein Glas Rum über den Kopf. Dann sprach er zu ihm: „Beichte dem Herrn dort; dein letztes Stündlein hat geschlagen."

Außer sich vor Furcht, begann der alte Spitzbube zu schreien: „Zu Hilfe!" Und zwar so laut, daß wir ihn knebeln mußten, sonst hätte er alle Nachbarn aufgeweckt. Nun wälzte er sich wütend auf dem Fußboden herum, warf die Möbel zu Boden und zerstieg ein paar Bilder. Zuletzt wurde Sorieul ungeduldig und rief: „Machen wir ein Ende mit ihm!" Und er zielte auf den armen Kerl, der am Boden lag, und drückte seine Pistole ab. Der Hahn schnappte mit einem kleinen Knacks herunter. Sein Beispiel riß mich mit fort und ich legte gleichfalls an. Meine Flinte hatte ein Steinschloß und es gab einen Funken, der mich höchlichst überraschte.

In diesem Augenblick sprach Le Poittevin die ernsten Worte: „Haben wir denn überhaupt ein Recht, diesen Menschen zu töten?"

Sorieul erwiderte ganz verdutzt: „Wir haben ihn doch zum Tode verurteilt?"

Aber Le Poittevin fuhr fort: „Zivilisten erschießt man nicht. Wir müssen ihn dem Scharfrichter überliefern und ihn auf die Wache bringen."

Seine Beweisführung leuchtete uns vollkommen ein. Wir hoben den Mann auf, und da er nicht gehen konnte, wurde er auf eine Platte des Modelltisches gelegt und ordentlich fest gebunden. Le Poittevin und ich trugen ihn hinaus, während Sorieul bis an die Zähne bewaffnet den Zug beschloß.

Vor der Wache hielt uns der Posten an. Der Kommandierende der Wache wurde herbeigeholt, er erkannte uns, und da er tagtäglich Zeuge unserer tollen Scherze und unglaublichen Einfälle war, so lachte er einfach mit und verweigerte die Annahme unseres Gefangenen.

Sorieul bestand darauf, aber der Soldat forderte uns nun sehr ernsthaft auf, nach Hause zu gehen und keinen Lärm zu machen.

Unser Trupp trat also den Rückmarsch an und kehrte ins Atelier zurück.

„Was machen wir nun mit unserem Diebe?" fragte ich.

Le Poittevin war gerührt und meinte, der Mann müßte doch sehr abgespannt sein. Er schien allerdings schon halbtot, so fest war er auf seinem Brett gebunden, geschnürt und geknebelt.

Auch mich erfüllte jetzt unendliches Mitleid, das Mitleid eines Trunkenen, ich nahm ihm den Knebel ab und fragte ihn: „Na, Alterchen, wie gehts denn?"

„Verdammt, ich habe gerade genug," seufzte er. Sorieul wurde nun ordentlich väterlich, band ihn vollständig los, ließ ihn niedersetzen und duzte ihn. Zu seiner Stärkung machten wir uns dann alle Drei daran, so rasch als möglich einen neuen Punsch zu brauen.

Der Dieb saß ruhig in seinem Fauteuil und sah uns zu.

Als das Getränk fertig war, gaben wir ihm ein Glas — am liebsten hätten wir ihm auch noch den Kopf gehalten — und tranken mit ihm.

Der Gefangene trank so viel wie ein ganzes Regiment. Als dann aber der Tag zu grauen begann, stand er auf und sagte ganz ruhig: „Ich bin leider genötigt, Sie jetzt zu verlassen, ich muß nach Hause."

Wir waren untröstlich; wir wollten uns noch nicht von ihm trennen, aber er war nicht mehr zu halten.

Wir schüttelten uns die Hände und Sorieul leuchtete ihm bis zur Treppe.

„Achten Sie auf die Stufe an der Haustür!" rief er ihm noch nach.

Man lachte herzlich. Der Erzähler stand auf, steckte sich seine Pfeife an und setzte sich uns gegenüber. „Das Lustigste an meiner Geschichte ist," — so schloß er — daß sie absolut wahr ist."

Die hellgrünen Oberhemden.

Humoreske von Gustav Hochstetter.

Es stand bei Frau Fredrichs fest: ihr Mann mußte ein Dutzend hellgrün-karierte Oberhemden haben. Herr Fredrichs hatte einen Bekannten namens Osterbein, der früher Prokurist in einer Wäschefabrik en gros gewesen war. Gebrüder F. & M. Franz hießen die Leute. Durch Herrn Osterbeins Vermittlung bekamen Fredrichs in der großen Wäschefabrik alles zu Engrospreisen. Ein ganz gutes Hemd, das anderswo seine zwölf Mark kostete, bekam man da sicher schon für acht Mark. Paul hatte nächsten Sonntag Geburtstag. Wenn er also jetzt mit dem nötigen blauen Lappen herausrückte, konnte sie ihm, das heißt: er sich, die Hemden gerade noch zum Geburtstag schenken ...

Vierundzwanzig Stunden nachdem Frau Fredrichs diese Erwägung vorgenommen hatte, stand sie im Kontor der Firma Gebrüder F. & M. Franz. Einer der Chefs begrüßte sie und fragte sie dienstfeitig nach ihren Wünschen; sobald er aber gehört hatte, daß es sich um einen „Privat-Einkauf" handelte, rief er einen Lehrling herbei. „Dieser junge Mann wird Sie bedienen, meine Dame ..." Und als Frau Fredrichs den kleinen Lehrling etwas mißtrauisch von der Seite ansah, fügte er hinzu: „Ein sehr tüchtiger junger Mann; er wird Sie gewiß zu Ihrer Zufriedenheit bedienen."— Der Lehrling war natürlich der jüngste und dümmste im Hause.

Frau Fredrichs blieb allein mit dem dummen Lehrling, einer Musterkarte, einer Preisliste und einem Lieferungsbuch. Aus der Preisliste ersah sie, daß der von dem Gatten widerstrebend bewilligte blaue Lappen für ein Dutzend gerade reichen würde. Auf der Musterkarte erblickte sie zu ihrer größten Befriedigung die himmlischsten zartgrünen Karos. Aber das Lieferungsbuch machte alle frohen Hoffnungen wieder zuschanden, denn aus dessen Blättern destillierte ihr der kleine Lehrling die unwiderstehliche Tatsache, daß der früheste Lieferungstermin „heute in zwei Monaten" sei. Selbst die großen Kunden müßten so lange warten. — Frau Fredrichs hatte gemeint, daß so ein paar Hemden doch überhaupt fix und fertig auf Lager liegen müßten. „Lagerware, Jetzt in der Hochsaison?!?!" sagte der kleine Lehrling. Dafür hatte er bloß ein mitleidiges Achselzucken.

Da der Geburtstag ihres Gatten sich unmöglich um zwei Monate hinausschieben ließ, entschloß sich Frau Friedrichs, den Einkauf anstatt in der Fabrik lieber in einem Warenhaus vorzunehmen. Sie verabschiedete sich kurz von dem kleinen Lehrling, der sie ohne Bedauern ziehen ließ und dann zufrieden an seiner Frühstücksstulle weiterkaute, die er wegen dieses Bagatelleinkaufs hatte im Stiche lassen müssen ....

Frau Fredrichs war heilend auf diesen Herrn Osterbein, der ihr immer davon vorgeschwärmt hatte, wie billig man einkaufe, wenn man von Engrosgeschäften beziehe! Wenn sie diesen Herrn Osterbein nächstens wieder treffen würde, na, dem wollte sie aber einmal tüchtig ihre Meinung sagen. Uebrigens — jawohl — da drüben war ja auch die Schirm-Engros-Fabrik, die ihr dieser Herr Osterbein empfohlen hatte. Selbstverständlich wird da die gleiche Lotterwirtschaft sein. Da sie doch gerade mitten drin ist in Berlin C und im Aerger über „Engros"-Einkäufe, wie wäre es, wenn sie sich diese Schirmfabrik gleich auch einmal von innen ansehen würde? Dann kann der gute Herr Osterbein nächstens für seine Schirm-Engros-Empfehlung auch gleich seinen wohlverdienten Senf mit abbekommen...

Aber die Schirmfabrik bereitete Frau Fredrichs eine angenehme Enttäuschung: alle Lager wohlassortiert, alles schick und verlockend preiswert; allerdings schienen die Leute nur auf Damenschirme eingerichtet zu sein; da war aber auch alles so reizend! — Als Frau Fredrichs die Treppe hinabstieg, hatte sie für sich und ihre beiden Töchterchen entzückende Schirme gekauft. Allerdings würde das Geld jetzt nicht mehr für ein Dutzend Hemden reichen. Aber wenn man etwas billigere nähme und nur acht Stück? Na ja, aber das wäre auch das mindeste; das mußte sein, und zwar sofort; denn die durchgescheuerten Stellen unter den Idioten-Kragen, die machten jeden Aufschub unmöglich.

Also gleich in das nächste Warenhaus!

„Bitte, ich suche heute Oberhemden."

„Sehr wohl, gnädige Frau ..."

„Ach nein, nicht blau, rot auch nicht. Grün!"

„Grüüüüün?? — — Aber gnädige Frau, wer wird denn grüüüne Oberhemden tragen?!" (Die grünen sind nämlich infolge der lebhaften Nachfrage ausverkauft).

„Alle unsere Bekannten tragen grüne Oberhemden."

„Sooo?? Grüne Oberhemden sind passee, gnädige Frau."

„Ja, wenn ich aber doch nun welche haben möchte?"

„Wir führen keine grünen Oberhemden, gnädige Frau. Grün läßt sich absolut nicht waschen. Wir führen nur reelle Ware."

Der Rayonchef, der zufällig vorübergeht, nähert sich dem Verkäufer und flüstert ihm etwas ins Ohr. Darauf sagt dieser in völlig verändertem Tonfall zu seiner Kundin:

„Das heißt — gnädige Frau — — wenn Sie durchaus grüne Oberhemden haben wollen . . . einen Augenblick, bitte." Er taucht unter und verschwindet hinter dem Ladentisch; Frau Fredrichs hört ihn nicht mehr, sie hört nur noch Schubkasten auf- und zuknarren.

„Ja, wenn grün aber doch so unmodern ist . . ." versucht sie einzuwenden.

„Ach, so sehr unmodern ist grün schließlich nicht," schallt es aus dem Orkus heraus.

„Ja, und wenn sich grün nun doch so schlecht wäscht?"

„Ach, wissen Sie, gnädige Frau, das Grün, das wir führen, das wäscht sich ausgezeichnet!"

Und damit erschienen vier oder fünf Oberhemden, die in ihren besseren Tagen vielleicht wirklich einmal grün waren, aber im Schaufenster von unbarmherzigen Sonnenstrahlen jämmerlich ausgebleicht wurden und jetzt in der Farbe etwa ein Gemisch von Spülwasser und Bratheringssauce kopieren.

Frau Fredrichs verzichtet. Ein Gedanke:

„Wie lange würde denn Maßanfertigung dauern?"

„Drei Tage."

Frau Fredrichs atmet auf.

„Nur — zuerst müßten wir wieder grüne Hemdenstoffe hereinbekommen, und die kriegen wir vielleicht Ende nächsten Monats."

Frau Fredrichs klappt wieder zusammen. Lasset alle Hoffnung fahren, ihr, die ihr hellgrün karierte Hemden suchet! Oder vielleicht in einem andern Geschäft? Jedenfalls will Frau Fredrichs von dem Verkäufer, dem sie so viel Mühe gemacht hat, nicht weggehen, ohne etwas zu kaufen. Sie wählt also rasch für sich einen hübschen Blusenshlips und für den Jungen einen blauen, waschechten Matrosenanzug; dann fährt sie in das nächste große Wäschespezial-Geschäft.

Von da fuhr sie später wieder nach einem Warenhaus.

Von dort nach einer kleinen Weißnäherei.

Von hier wieder nach einem Bazar . . . und dann wieder nach einem Wäschegeschäft . . . und dann wieder nach einem Bazar . . .

Als Herr Fredrichs abends vom Bureau nach Hause kam, fand er im Korridor ein neues Schaukelpferd, ein schwarz-weiß gestrichenes Schilderhäuschen, einen grün lackierten Balkontisch, auf dem ein blauer Matrosenanzug, ein violetter Blusenshlips und drei Damensonnenschirme lagen; im Wohnzimmer fand er zwei Feldstühle, eine Damen-Reisemütze, drei Paar Kinder-Badepantoffel, sechs Tändelschürzen, zwei Dutzend Dienstboten-Taschentücher, drei Paar geringelte halbseidene lange Strümpfe, endlich zwei Zehnpfennigstücke, ein Fünfpfennigstück und ein Zweipfennigstück: das war der Rest des blauen Lappens, für den ihm die grünen Hemden zum Geburtstag geschenkt werden sollten ....

„Sei nur nicht böse, lieber Mann," — — das war das einzige, was Frau Fredrichs herausbrachte, dann zerfloß sie in einen Tränenstrom, der sich über den waschechten Matrosenanzug ergoß, bis der grüne Balkontisch marineblaue Flecken bekam.

Als sich Frau Fredrichs wieder so weit erholt hatte, um ihrem Mann das wichtigste berichten zu können — nämlich: daß sie heute kein Mittag gegessen habe — da meinte er in seiner Herzlosigkeit:

„Na, und die durchgescheuerten Stellen an den weißen Hemden?"

„O —" entgegnete sie, indem sie ihre Tränen trocknete, „das habe ich mir ganz fein überlegt: Wenn du von jetzt ab deine Krawatten anstatt lang einfach breit bindest, dann sieht von den durchgescheuerten Stellen kein Mensch etwas!"

„Und wo bleibt mein Geburtstagsgeschenk?" wagte er noch einzuwenden.

„Gott," sagte sie, und die Tränen wollten schon wieder kommen, „deine schönste Freude sollte doch sein, wenn deine Frau und deine Kinder sich freuen. Verstehst du, du — —"

Sie besann sich auf einen passenden Ausdruck, so etwa „Barbar" oder „Tyrann". Aber er schnitt ihr das Wort ab.

„Ich verstehe," sagte er. „Und die Oberhemden bestelle ich, mir morgen selber. Bei Gebrüder F. & M. Franz.

„Aber Paul! da wird es ja Winter, bis du sie kriegst."

„Schadet nichts," sagte er. „Paßt ganz nett; ich schenke sie dir und den Kindern zu Weihnachten."